Der nordfriesische Weg

Wenn Menschen wieder in Arbeit finden

jobcenter
Nordfriesland

Kommunale
Jobcenter –

Stark.
Sozial.
Vor Ort.

Inhaltsverzeichnis

3
Brücken in ein selbstbestimmtes Leben
Grußwort von Sabine Löhner, Beauftragte
für Chancengleichheit am Arbeitsmarkt

4
15 Jahre nordfriesischer Weg
Interview mit Axel Scholz und Renate Fedde
vom Jobcenter der Kreisverwaltung Nordfriesland

8
Hier ist immer alles anders
Die sieben Sozialzentren des Kreises Nordfriesland

12
Jetzt musste wirklich mal was passieren
Ehemalige Leistungsbeziehende
erzählen ihre Geschichte

44
Wir gucken nicht so ganz auf die Minute
Interview mit Verena Heinsen,
Geschäftsführerin des Senioren-Servicebüros KiSe

Brücken in ein selbstbestimmtes Leben

Grußwort von Sabine Löhner, Beauftragte für Chancengleichheit am Arbeitsmarkt beim Jobcenter Kreis Nordfriesland

Achtung: Diese Broschüre darf nur von Männern gelesen werden!
Wenn Sie so etwas sehen, dann denken Sie sicherlich: Moment, hier stimmt doch was nicht. Natürlich. Ihr Geschlecht sollte niemals darüber entscheiden, was Sie lesen, wo Sie arbeiten dürfen oder wie Sie Ihr Leben und Ihre berufliche Tätigkeit zu organisieren haben. Im Gegenteil: Sie sollten stets und überall den Zugang zu einer Arbeitsstelle haben, der nur von Ihren Fähigkeiten und Ihrer Motivation abhängig gemacht wird. Als Mann sollten Sie die Kinderbetreuung übernehmen können, ohne sich dumme Sprüche anhören zu müssen. Als Elternteil sollten Sie bei der Jobsuche nicht gefragt werden, ob Ihr Kind oft krank wird oder ob Sie noch mehr Kinder wollen. Aber manchmal muss man ein wenig provozieren, um die Verhältnisse zu verdeutlichen.

In dieser Broschüre möchte das Jobcenter Nordfriesland neun Menschen vorstellen, die mit der Aufnahme einer Beschäftigung zurück in ein selbstverantwortliches Leben gefunden haben. Denn um in Arbeit zu gelangen, reicht das normale Bewerbungsverfahren nicht immer aus. Neue Wege müssen beschritten, alte Haltungen über Bord geworfen, die eigenen Antriebe geklärt werden. Dies gilt für diejenigen, die Arbeit suchen, genauso wie für die Beschäftigten in den Jobcentern und in den Unternehmen. Doch selbst wenn Menschen noch so viel an sich arbeiten, verhindern gesellschaftliche Strukturen manchmal die Umsetzung eigener Pläne: fehlende Kinderbetreuung, schlechtere Beurteilung von Leistungen bei Frauen, eingeschränkte Berufswahl durch Rollenzuschreibungen und anderes. Dies gilt in besonderem Maße für Alleinerziehende.

Apropos Rollen. So wie die meisten Beschäftigten im Jobcenter agiere auch ich in verschiedenen Rollen. Ich bin die Nervende, die im Hinblick auf die Chancengleichheit von Frauen und Männern im SGB-II-Bezug nicht locker lässt. Ich bin die Einforderin von gleichen Rechten auf gesellschaftlicher, struktureller und sprachlicher Ebene, um Frauen dieselben Eingliederungschancen zu ermöglichen wie Männern. Ich bin die Übersetzerin, die Ratsuchenden, Unternehmen und Institutionen die oft schwierig nachvollziehbaren gesetzlichen Vorgaben erklärt und über Fördermöglichkeiten informiert. Ich bin die Botschafterin des Jobcenters, die Vorurteile gegenüber dessen Arbeit abbaut und auf die Möglichkeiten und Chancen, die es bietet, hinweist. Und nicht zuletzt bin ich ein Mensch in Begegnung mit anderen Menschen.

All diese Rollen fülle ich aus mit dem Ziel, den Arbeitsuchenden eine Brücke zwischen Leistungsbezug und selbstbestimmter Existenz zu errichten.

Die Beschäftigten des Jobcenters Nordfriesland gehen seit 2005 immer wieder neue, teilweise provokative Wege, um den Menschen im Leistungsbezug die bestmöglichen Chancen zur Integration in die Arbeitswelt zu eröffnen. Sie sind die Brückenbauer zwischen der Gesetzgebung und den Arbeitsuchenden, unabhängig von deren Geschlecht, ihrer Herkunft, ihrem Bildungsstand. Mein Ziel als Beauftragte für Chancengleichheit ist erreicht, wenn die Gleichstellung als Selbstverständnis in die DNA eines jeden Menschen übergegangen ist – dann also, wenn meine Arbeit abgeschafft ist, weil sie nicht mehr gebraucht wird. Irgendwann wird es soweit sein.

Hier ist immer alles anders

Die Sozialzentren im Kreis Nordfriesland arbeiten nach dem „sozialräumlichen Ansatz". Aber was heißt das eigentlich? Ein Panorama im Uhrzeigersinn.

Nordfriesland ist der nördlichste deutsche Landkreis, er grenzt an Dänemark und an die Nordsee, die nächstgelegenen Städte sind Flensburg und Schleswig. Der Kreis gehört zu den am dünnsten besiedelten Landstrichen der Republik, er lebt vom Tourismus, vom klein- und mittelständischen Handwerk, von Landwirtschaft und Einzelhandel. Und so wie das Wasser der Nordsee regelmäßig von Tönning, Dagebüll und Föhr weg- und wieder hinschwappt, gibt es auch in punkto Arbeit eine Haupt- und Nebensaison. Im Sommer schwärmen Pendler aus der Mitte des Landkreises nach Nord und Süd, allein nach Sylt kommen dann mehr als 4000 Saisonarbeiter.

Geografisch ist Nordfriesland eine großflächige Region aus Festland, Inseln und Halligen – da ist man durchaus zwei Stunden unterwegs vom einen bis zum anderen Ende. Das Konstrukt der nordfriesischen Sozialzentren ist deutschlandweit daher wahrscheinlich einzigartig: Es garantiert den Menschen kurze Wege und persönliche Ansprechpartner. Mehr als 20 Kilometer muss kein Nordfriese zurücklegen, um eine der über den gesamten Kreis verteilten sieben Einrichtungen zu erreichen. Weiterer Vorteil: Die insgesamt 151 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kennen die lokalen Arbeitgeber fast alle beim Namen und wissen genau, bei wem gerade Jobs im Angebot sind.

Die neue Ära der nordfriesischen Sozialraumgestaltung begann am 1. Januar 2005. Seitdem sind in den meisten Sozialzentren Jobcenter und Jugendhilfe gleichermaßen beheimatet, man findet dort die Senioren- und Schuldnerberatung, der Wohngeldantrag lässt sich genauso abgeben wie das Bürgernetzwerk kontaktieren. Der hier verfolgte sozialraum- und ressourcenorientierte Ansatz stellt den Willen und das Können der Arbeitsuchenden in den Fokus, das heißt, die aktivierende hat Vorrang gegenüber der betreuenden Integrationsarbeit. Dies geschieht in der Zuversicht, dass Menschen immer dann aktiv werden und bereit sind, Anstrengungen auf sich zu nehmen, wenn sie ein konkretes Ziel erreichen möchten.

Die verschiedenen sozialrechtlichen Aufgaben liegen für gewöhnlich gebündelt in der Hand der Kreisverwaltungen. Anders in Nordfriesland: Hier ist die Dienstaufsicht kommunal, die Fachaufsicht erfolgt durch den Landkreis. Das erfordert eine enge Kooperation zwischen Kreis und Kommunen, ein hohes Maß an Abstimmung. Die unterschiedlichen Belange und Sichtweisen wollen gehört und berücksichtigt werden, damit letztlich alle an einem Strang ziehen.

Zu diesem Zweck finden in Husum regelmäßig Arbeitsmarktbesprechungen statt, auf denen die Sozialzentrumsleiterinnen und -leiter die aktuellen Wirtschafts- und Arbeitsmarktdaten analysieren sowie inhaltliche Maßnahmen und Zielgruppenschwerpunkte besprechen. Schließlich handelt es sich um unterschiedlich große Einzugsbereiche mit ganz anders gearteten Arbeitsmarkttypen und -strukturen. Vier der sieben Zentrumsleiter stehen gemeinsam mit dem Fachdienst Arbeit/Jobcenter innerhalb der sogenannten Führungsrunde im Erfahrungsaustausch. Da werden Vorschläge und Beispiele gegeben – und wer lernen möchte, zieht seinen Nutzen daraus. Die Sozialzentren sind in die Entscheidungsfindungen des Kreises eingebunden, so dass sich die Dinge aus mannigfachen Blickwinkeln betrachten lassen.

Sozialzentren Niebüll und Leck

Im Blickwinkel von Roland Römisch, Leiter des Sozialzentrums Niebüll, steht vor allem der Umgang mit den Kunden, das Vertrauen in die eigenen Mitarbeiter, das Agieren auf Augenhöhe mit allen Beteiligten. Die beiden Sozialzentren Niebüll und Leck gehören zum größten Amt in Schleswig-Holstein: Südtondern. Infolge ihrer Zweiteilung sind sie nicht so groß, die Distanz zwischen Bürger und Behörde wird dadurch noch geringer. Auch die Einrichtung mehrerer Bürgerbüros in kleineren Ortschaften dient diesem Ziel.

„Wir sind gut in dem, was wir tun", sagt Roland Römisch. Eine hohe Vermittlungsquote sowohl im SGB II als auch bei Geflüchteten sprechen für sich. Betriebsausflüge und ein kollegialer Umgang – „ein Moin und ein Schnack" – sorgen für ein gutes Binnenklima in seinem 24 Fachkräfte zählenden Team. Römisch findet innerbetriebliche Kommunikation wichtig: Kontaktpflege, Rückendeckung und Rückmeldung. Er ist seit 26 Jahren im Geschäft, es macht immer noch Spaß: „Wenn man durch die Straßen gehen kann, und die Leute einen grüßen, dann finde ich das eine tolle Sache."

Römischs Amtskollegin in Leck heißt Eva Schiller. Ihr 18-köpfiges Team verwaltet die kleinere Region, betreut hier aber mehr Bewohner. Weil die Mieten in den Blockwohnungen für Familien noch erschwinglich sind, finden sich übermäßig viele geringfügig Beschäftigte und Alleinerziehende in den Bedarfsgemeinschaften. „Für diese Kundengruppe haben wir uns 2019 nochmal speziell ein paar Dinge überlegt, um die Beratung zu verbessern hinsichtlich der Kinderbetreuung und anderem", erklärt Schiller. Es gibt viel Kleingewerbe in Leck und Umgebung: „Unter anderem hat sich die Zahl der Friseure und Pizzaläden enorm erhöht." Trotzdem arbeiten viele Lecker Bürger in Flensburg. 30 Minuten sind es per Bus dorthin, die Verkehrsverbindung ist vorbildlich, ganz im Gegensatz zur Husumer Strecke. Zum Arbeiten zieht es einige Ortsansässige auch nach Niebüll und – besonders in den Sommermonaten – auf die Inseln.

Sozialzentrum Mittleres Nordfriesland

„Wenn es sieben Sozialzentren gibt, dann ist die Wahrscheinlichkeit recht groß, dass es auch sieben Herangehensweisen gibt", meint Zentrumsleiter Kim Jessen-Reimers. „Weil die Umstände und Gegebenheiten überall unterschiedlich sind: auf den Inseln, in der Stadt, auf dem Land." Das mittelgroße Sozialzentrum mit 21 Mitarbeitern wurde aus ehemals drei Sozialämtern gebildet, sein Wirkbereich deckt sich mit dem Amtsgebiet. Die Gegend ist geprägt von Mittelstand und Windenergie, weniger vom Tourismus, die Infrastruktur ist eher mangelhaft. Es gibt mehrere DIAKO-Fachkliniken für Suchtkranke in Breklum, was eine entsprechende Kundengruppe hervorbringt. „Menschen mit Drogenproblemen und Spielsucht kommen aus dem ganzen Bundesgebiet her, und ab und zu lassen sie sich hier nieder." Wenn man Jessen-Reimers nach der Zukunft befragt, sagt er: „Ich bin fast wunschlos glücklich. Die Rahmenbedingungen stimmen. So kann es weitergehen."

Sozialzentrum Husum und Umland

Henning Carstensen wirkt ähnlich zufrieden. „Ich erlebe die Zusammenarbeit als gewinnbringend", sagt der Leiter des Sozialzentrums Husum und Umland. „Wir haben hier in Nordfriesland sehr unterschiedliche Regionen, sei es die Insel Sylt, sei es die 22000-Einwohner-Stadt Husum, seien es die eher ländlichen Gebiete. Und auch wenn wir uns in einzelnen Punkten nicht immer einig sind: am Ende finden wir entweder einen gemeinsamen Nenner, oder wir entscheiden punktuell auf Inselösungen." Weil Carstensen in Husum sitzt, ist es für Außenstehende manchmal schwierig, die Zuständigkeiten zu durchschauen: „Ich werde von Anrufern gern mal für den Jobcenterleiter fürs gesamte Kreisgebiet gehalten." Husum besitzt im Landkreis die beste Infrastruktur und mehr Standorte für Qualifizierungsmaßnahmen als die anderen Sozialzentren. Die städtische Situation erzeugt eine Sogwirkung für den ländlichen Raum und zieht auch sozial Benachteiligte an. Carstensens 59-köpfiges Team betreut die größte Anzahl von Wohnungslosen im Landkreis, es gibt einen hohen Anteil Migranten mit Sprachlernbedarf, daher wurde im Fallmanagement ein extra Mitarbeiterinnen-Team für Migration aufgestellt. Ein Kollege kümmert sich um wohnungslose oder von Wohnraumverlust bedrohte Bürger. Das Sozialzentrum berät auch die Gruppe der Selbständigen im Landkreis.

»
Wenn es sieben Sozialzentren gibt,
dann ist die Wahrscheinlichkeit recht groß,
dass es auch sieben Herangehensweisen gibt.
«
Kim Jessen-Reimers

Sozialzentrum Südliches Nordfriesland

Der Süden Nordfrieslands weist einen saisonal geprägten Arbeitsmarkt auf – Handwerk und Gastronomie boomen, große Arbeitgeber indes fehlen. Die Fluktuation ist ähnlich hoch wie auf den Inseln. Qualifizierungsmaßnahmen können oft nicht voll belegt werden, weil zu wenige Teilnehmer zusammenkommen oder kein Nahverkehr existiert. Eine interne Herausforderung sieht Behördenleiter Alexander Brenk in der Personalgewinnung und langfristigen Bindung der Mitarbeiter. „Wir Sozialzentren sind ja alle ein Stück weit in Konkurrenz miteinander und müssen aufpassen, dass wir uns nicht gegenseitig unter- oder überbieten, da ist viel Abstimmung nötig." Er hebt die weichen Werte hervor – sein Team arbeite gern zusammen, was ein großer Vorzug sei in einem so schwierigen Bereich wie der Arbeitsvermittlung. „Es geht nicht nur um die Arbeitsinhalte, sondern es ist auch wichtig: Was passiert links und rechts von mir, wie geht man miteinander um." Brenk ist stolz auf die innere Ablauforganisation, auf das gute Kollegium, in dem Haltung und Werte stimmen und das das gemeinsame Wollen auch nach außen trägt. Der Vorteil von so kleinen Einheiten – 22 Mitarbeiter sind es gegenwärtig – sei, dass die Kolleginnen und Kollegen sich umeinander kümmern.

Einen nützlichen Mehrwert für seine Belegschaft sieht er in der Lage der Einrichtung mitten in der Innenstadt: „Nirgendwo lässt sich besser Pause machen. Man ist in fünf Minuten am Deich und kann den freien Ausblick und den frischen Wind genießen."

Sozialzentren Föhr-Amrum und Sylt

Gesund lebt es sich auch auf den Inseln. In Wyk auf Föhr steht das kleinste der nordfriesischen Sozialzentren. Uwe Fester fährt zwei Minuten mit dem Rad zur Arbeit, trifft dabei immer mal auf Kunden – ein bunter Strauß an Menschen aller Altersstufen und Herkünfte. „Der Arbeitsmarkt ist überschaubar, aber aufnahmefähig", umreißt der Zentrumschef die Lage. Helfer in Reinigung und Gastronomie werden ständig gesucht, aber auch Handwerker fehlen. Es sei eben nicht jedermanns Sache, im Winter auf einer recht einsamen Insel zu hocken. In dieser Jahreszeit wirken zwei Drittel der Häuser wie ausgestorben. „Alles dunkel, düster und neblig." Zudem kommt der Fährverkehr wegen Sturms manchmal zum Erliegen. Auch der Wohnraum ist ein Dauerproblem auf den Inseln; Arbeitgeber, die überregional suchen, müssen in der Regel ein Personalzimmer oder eine Dienstwohnung bereitstellen. Im Juli und August haben die fünf Mitarbeiter auf Föhr eher weniger zu tun, trotzdem ist das Sozialzentrum ganzjährig geöffnet. Jeden Herbst stapeln sich dann die Anträge der Sommerkräfte, da kommen schnell etliche Fälle dazu. Im Frühjahr kehrt sich die Situation um.

Joy Madleine Kassner kennt dieses Phänomen. „Hier ist immer alles anders", sagt die Leiterin des Sozialzentrums Sylt und meint damit, dass die Inseln oft Speziallösungen parat hätten. Sylt ist die beliebteste Ferieninsel Deutschlands und in den Medien oft präsent, was mit dazu führt, dass sich die Gemeinde stark engagiert und Angebote erstellt, die über die gesetzlichen Mindeststandards hinausgehen. Im Projekt „Festmachen auf Sylt" wurden zusammen mit Hotelgewerbe und Unternehmensverbänden Auszubildende akquiriert, die Maßnahme „Azubi-Lotse" schuf Nachhilfe für den Berufsschulunterricht, was junge Geflüchtete direkt in Ausbildung brachte. Zu Beginn der Saison im Frühjahr richtet sich der Fokus auf die Vermittlung der Kunden in den ersten Arbeitsmarkt. Im Sommer nehmen Kassner und ihre sieben Mitarbeiter dann die Langzeitarbeitslosen in den Blick und laden viele von ihnen nochmal zum Gespräch. Für Kassner ist der nordfriesische Weg auf Zusammenhalt und gute Kommunikation aller Beteiligten ausgelegt. „Das trägt entscheidend dazu bei, dass wir uns trotz der räumlichen Distanz und unterschiedlichen Größen als ein Gefüge sehen."

15 Jahre nordfriesischer Weg

Axel Scholz leitet in der Kreisverwaltung Nordfriesland den Fachdienst Arbeit und ist Geschäftsführer des Jobcenters, Renate Fedde betreut den Geschäftsbereich Integration. Beide sprechen darüber, wie der nordfriesische Weg der Arbeitsvermittlung aussieht und was er den Menschen in der Region gebracht hat.

Herr Scholz, Frau Fedde, woher kommt eigentlich die Bezeichnung „nordfriesischer Weg"? Hat sie sich von selbst eingeschlichen oder gab es ein Handlungskonzept, das dann so benannt wurde?

Axel Scholz: Nein, dahinter steht kein Konzept, sondern es hat sich sukzessive so ergeben. Wir haben festgestellt: Wie wir die Dinge umsetzen, das ist oft sehr eigentümlich, sehr speziell. Und dann gab es jemanden, der gesagt hat: Ist das nicht eigentlich der nordfriesische Weg im Umgang mit dem Sozialgesetzbuch II? Das haben wir alle gemeinsam bejaht, und dann ist das eingemündet in mehrere Publikationen, die wir auch so genannt haben.

Renate Fedde: Das war zum ersten Mal 2008, 2009. Wir waren ja relativ spät mit unseren Gedanken zum Thema Marketing und Identität, zu der Frage: Wer sind wir eigentlich? Wir hatten da den Punkt, dass wir die fünf Jahre Probezeit vom Bund überstanden hatten. Damit waren wir eine dauerhafte Struktur am Markt, und in diesem Zusammenhang haben wir versucht, unser Tun in einen Titel zu packen.

Was unterscheidet denn den nordfriesischen vom thüringischen oder hessischen Weg? Sind Sie in der Lage sich abzugrenzen mit dem Wissen, was die Kollegen im Land machen?

Axel Scholz: Es steht mir gar nicht an, darüber zu sprechen, wie es die anderen machen. Ich kann nur sagen, dass wir uns im Umgang mit geteilter Dienst- und Fachaufsicht auf den Weg gemacht haben, die Einbindung der anderen kommunalen Bereiche wie Jugendhilfe, Seniorenhilfe, Schuldnerberatung, Grundsicherung im Alter nicht weiter isoliert zu denken, sondern in Form der Sozialzentren unter einem Dach gemeinsam zu organisieren. Das war und ist für uns Alleinstellungsmerkmal in der nordfriesischen Umsetzung von SGB II. Also bei multiplen Problemlagen von Familien oder Bedarfsgemeinschaften ganzheitlich denken.

Renate Fedde: Ich habe damit auch immer ein bisschen verbunden, stolz zu sein und selbstbewusst aufzutreten mit dem, was wir geschaffen haben. Seit wir die Aufgabe übernahmen, haben wir unglaublich gekämpft, auch mit der Bundesagentur für Arbeit, weil die sehr skeptisch hinsichtlich kommunaler Beteiligung war. Wir haben oft davon gesprochen, dass wir das kleine gallische Dorf sind. Wir sind da sehr selbstbewusst und streitbar aufgetreten. Wir haben uns über rechtliche Fragen und Haltungen gestritten, und wir mussten lange dafür kämpfen, gesehen zu werden.

Axel Scholz: Man muss vielleicht hinzufügen, dass wir einen Schritt vor der Gründung des SGB II in den Jahren 2003/2004 schon Vorbereitungsarbeiten hatten. Das heißt, wir haben aus 26 Sozialämtern im Kreisgebiet sieben Standorte, sieben Sozialzentren gebildet. Weil klar war, dass 26 kleine Einheiten nicht stark genug sind, um Leistungssachbearbeitung und Fallmanagement zu bewältigen. Sie waren im Grunde auch nicht stark genug, um die alte Sozialhilfe nach dem Bundessozialhilfegesetz zu erbringen. Wir waren also 2005 gut aufgestellt, hatten die Standorte schon klar. Hinzu kam unser Anspruch, dass wir kommunale Daseinsvorsorge ernst nehmen. Der Kreistag hat im Jahr 2004 einstimmig gesagt, die Kreisverwaltung möge den Antrag auf Zulassung stellen. Das heißt, wir hatten eine breite politische Mehrheit, und wir wollten auch verwaltungsseitig das Thema Arbeitsmarktpolitik angehen. Die Struktur war gelegt, die Organisation war gelegt, beides konnten wir in unseren Antrag auf Zulassung der kommunalen Trägerschaft einbauen, und das hat dann ja auch dazu geführt, dass wir am 1. Januar 2005 starten durften.

Zeigen die letzten 15 Jahre eine harmonisch aufsteigende Kurve, oder gab es Ereignisse, die herausstechen?

Axel Scholz: Im Jahr 2010 schließlich zu wissen, dass wir dauerhaft abgesichert sind, war schon ein markantes Datum. Es war eine große Freude und ein hohes Maß an Zufriedenheit zu spüren, weil wir bestätigt bekamen: Wir haben unseren Job gut gemacht. Als wir dann in die Verstetigungsphase eintraten, gab es auch Situationen, wo wir mit der eigenen Organisation immer wieder nachjustieren mussten, was die Besonderheit von getrennter Dienst- und Fachaufsicht so mit sich bringt. Zu schauen, wo knirscht es im Gebälk, wo stecken die neuralgischen Punkte, da anzusetzen und die Kommunikation so zu gestalten, dass wir als ein Jobcenter stark sind und stark bleiben. Ein Beispiel: Im Januar 2005 waren alle Mitarbeitenden geschult worden. Am 1. Februar 2005 liefen schon die ersten Maßnahmen, die ersten Integrationsgespräche. Es lief super los, und wir haben gedacht, getrennte Dienst- und Fachaufsicht ist gar nicht schlimm, wir kriegen das hin. Und dann kamen diese Stolperfallen des Kletterns, der Wellenbewegungen und des Ausbüxens. Dann verkehrte sich der scheinbare schnelle Vorteil ins Gegenteil. Und jetzt könnte man sagen: Nordfriesische Stärke ist, dass wir das gut managen können. Wenn wir alle an einem Strang ziehen, dann ist diese doppelte Amtsführung sogar förderlich.

Renate Fedde: Die Mitarbeiter vor Ort müssen ja fachlich und dienstlich das umsetzen, was die jeweiligen Führungskräfte beschließen, und das sollte nicht auseinandergehen. Manchmal ist es aber doch passiert, dass beispielsweise Dinge, die wir als Steuerungseinheit besprochen haben, in den Regionen gar nicht umgesetzt wurden. Das passiert scheinbar zyklisch in Organisationen, dass man alle drei bis fünf Jahre auf die Strukturen gucken muss, weil sie sich verselbständigen.

Gab und gibt es noch andere Baustellen?

Axel Scholz: In den ersten Jahren war für uns spürbar, dass viele Menschen – Ehrenamtler, Bürgermeister, Akteure aus der Region – das Thema SGB II spannend fanden. Dass sie sich engagierten, als noch gar nicht vorhersehbar war, ob man dieses Engagement zehn oder gar zwanzig Jahre weitertreiben kann. Wir waren breit getragen, wir haben sehr viele Erfolge errungen. Wenn jedoch der Alltag einkehrt und man merkt, ich kann mich jetzt nicht weiter kümmern, dann hat der eine oder andere sich wieder zurückgezogen. Ich glaube, dass für die Umsetzung einer so großen arbeitsmarktpolitischen Reform, wie es damals der Fall war, alle gut beraten wären, dieses Engagement hochzuhalten. Denn Menschen, die eine Grundsicherung bekommen, die brauchen eine Lobby, die brauchen Unterstützung, die müssen gesehen und die dürfen nicht stigmatisiert oder ausgegrenzt werden. Und das funktioniert am allerbesten, wenn Haupt- und Ehrenamtler, wenn alle Akteure rund um den Arbeitsmarkt sich immer wieder einbringen.

Wenn ich mir für die nächsten zehn Jahre was wünschen dürfte, würde ich sagen: Das darf gerne wieder mehr werden. Ich weiß aber auch, dass man eine Begeisterung nicht unendlich hoch und unendlich lange halten kann.

Soweit die Herausforderungen. Was hat der nordfriesische Weg den Menschen im Landkreis gebracht, was hat sich verbessert im Vergleich zu 2005?

Axel Scholz: Im Zuge der Reorganisationen von 26 Sozialämtern in sieben Sozialzentren ist das Für und Wider intensiv diskutiert worden. Das beste Beispiel ist vielleicht Amrum, weil man dort ein eigenes Sozialamt hatte mit einem Sachbearbeiter, der mit einer Viertelstelle Leistungsbescheide erstellt hat. Aber mit den Menschen aktiv sprechen und arbeiten, Integrationsfortschritte feststellen – das schaffte ein kleines Sozialamt der Insel Amrum nicht mehr. Wir brauchten größere, leistungsstarke Einheiten, in denen nicht nur verwaltet, sondern auch gestaltet, wo nicht nur ausgezahlt, sondern auch beraten wird. Und diesen Mehrwert hat die Öffentlichkeit sehr schnell wahrgenommen.

Renate Fedde: Wir hatten den Anspruch, es anders zu machen. Wir hatten einen guten Plan, der, wie ich finde, größtenteils aufgegangen ist. Was wir versucht haben, war, intensiver herauszufinden, was die Menschen brauchen. Das haben wir später durch den Ansatz der Sozialraum- und Ressourcenorientierung umgesetzt, das heißt, indem wir in den Vordergrund stellen, was ein Mensch, der Arbeit sucht, kann und will – und nicht das, was ich als Fachkraft meine. Das wäre natürlich das schnellere Geschäft: Wenn ich als Fallmanagerin jemanden in eine Maßnahme schicke, dann ist er oder sie nicht mehr in der Arbeitslosenquote und erst einmal weg vom Schreibtisch. Der andere Weg ist zeitaufwendiger, das ist anspruchsvoll auch für unsere Mitarbeiter. Aber für mich kann das nur so laufen, eigentlich in allen Rechtskreisen, in denen es um Hilfen für bedürftige Menschen geht.

Was wünschen Sie sich beide für den künftigen nordfriesischen Weg?

Renate Fedde: Ich wünschte mir für unsere Aufgabenumsetzung noch mehr eigene Gestaltungsspielräume. Ich würde sogar so weit gehen und sagen, wir brauchen gar nicht so viele Instrumente, sondern der Bund darf uns gerne ein Ergebnis vorgeben. Wie wir dieses Ergebnis erzielen, das möge dann unsere Sache sein. Derzeit gibt es einen rechtlichen Rahmen, den ich als sehr eng empfinde, mit vielen Bedingungen, Grundlagen und Anforderungen, die sich teilweise auch widersprechen.

Axel Scholz: Dadurch ist die Freiheit, die am Anfang da war, im Laufe der Jahre wieder zurückgegangen. Wo ist der Mut geblieben, in dieser Freiheit zu denken und nicht nur Paragrafen einzuführen, die letztendlich nur existieren, damit man evaluieren kann, was am besten funktioniert. Das ist ein bisschen unsere deutsche Gründlichkeit, dass man immer wissen will: Was war schlecht, was war erfolgreich? Alle wollen da mitsprechen. Die Grundsicherung ist eine Bundesausgabe, und deswegen fängt man auch zentralistisch wieder an, Vorgaben zu machen und Einschränkungen vorzunehmen. Da könnte man durchaus das ein oder andere freier gestalten.

Überfahren werden kann ich auch als Fußgängerin

Anders als viele Menschen denkt Melanie Petersen gern über das Leben hinaus. Und hat auf diese Weise ihre berufliche Bestimmung gefunden.

Melanie Petersen
Bestatterin
41 Jahre

Melanie Petersen hegte schon immer andere Pläne für die Zukunft als die meisten ihrer Altersgenossinnen. Sie wollte nie TV-Star, Model oder Ärztin werden. Stattdessen hatte sie den Wunsch, anderen „das letzte Geleit zu geben“. Vielleicht spielte dabei ihr eigenes Leben eine Rolle. Petersen – geboren in Husum als mittleres von drei Kindern – wurde mit 15 vor die harte Wahl gestellt, entweder die Ausbildung zur Altenpflegerin abzubrechen und mit umzuziehen, oder sich eine eigene Wohnung zu suchen. Der Vater verließ die Familie, als sie zwei war; die Mutter war mit sich und ihrem Leben überfordert. Das alles erzählt Petersen in ruhigem, fast sachlichem Ton.

Die Nordfriesin schloss 1999 ihr Examen als Altenpflegerin in Treia ab. Kurz darauf wurde ihr erster Sohn geboren, ein halbes Jahr später geheiratet. 2001 brach sie den Kontakt zur Mutter wegen körperlicher Gewalt gegen den Enkel ganz ab. „Das hat sie früher mit uns gemacht, mit meinem Kind macht sie das nicht!“ Und obwohl sie zu Hause den Großvater bis zum Tod gepflegt hatte, war das für sie kein Wunschberuf. Es folgten etliche Jahre in der Altenpflege, aber die Arbeit machte ihr nie wirklich Freude: Probleme mit dem Rücken, wechselnde Arbeitgeber, überwiegend Nachtwachen; der Zeitstress zehrte an ihren Nerven: „Man hat sieben Minuten für eine Grundpflege, das reicht vorn und hinten nicht.“

2005 die Scheidung. Die Rentenversicherung finanzierte ihr eine Umschulung zur Bürokauffrau. Es folgten jede Menge Absagen, da sie nicht „der DIN-Norm der Bürokaufleute“ entsprach. 2007 bekam sie die Chance, als Stationsleitung bei einer Tankstelle zu arbeiten, dort lernte sie ihren zweiten Mann kennen. Anfang 2010 kam erneut ein Sohn zur Welt.

Dann erlitt sie einen Zusammenbruch. Es war einfach zuviel gewesen: nachts die Altenpflege, tagsüber dem Mann in den zwei Tankstellen helfen, die beiden Kinder versorgen. Es folgten zehn Wochen Therapie, die Ehe wurde geschieden. 2015 verlor sie ein wichtiges Familienmitglied. „Ich habe meinen Onkel als Papa gesehen. Weil er mich immer so akzeptierte, wie ich bin.“ Wo andere vielleicht verzweifelt wären, sah Petersen die Herausforderung für sich: „Man wächst ja mit den Aufgaben und wird dadurch gestärkt.“

Privat sieht man Melanie Petersen oft in Stiefeln und Gothic-Look. „Ich bin, wie ich bin!“, sagt sie und lässt den Satz ein wenig aufmüpfig klingen. Sie hört Musik von VNV Nation und ASP, fährt Motorrad; das letzte – eine 750er Suzuki – verkaufte sie, weil der große Sohn ein Auto brauchte. Ihr Freund sähe es sowieso nicht gern, wenn sie damit über die Landstraße brettert, aber sie träumt schon von der nächsten Maschine. „Überfahren werden kann ich auch als Fußgängerin“, sagt die 41-Jährige und lacht.

» Die Leute reden nicht über den Tod, weil sie Angst vor ihm haben. «

Nach dem Tod ihrer Großmutter im Mai 2018 wollte Petersen dem Schicksal endlich Beine machen. „Ich hab Initiativbewerbungen an sämtliche Bestatter in der Region geschickt, die ersten Absagen kamen schon nach drei Tagen.“ Eine einzige Bewerbung war noch offen, als sie auf ein Gothic-Festival fuhr. Am Dienstag danach klingelte früh halb neun das Telefon: ein Anruf vom Bestattungsinstitut Martensen & Nissen. Fast zwei Stunden schnackte sie mit Chef und Chefin. Das Hauptthema dabei war, wie man das mit den Kindern hinbekommen könne.

Am 15. August war ihr erster Arbeitstag. „Es war genau das, was ich mir vorgestellt hatte.“ Durch die Unterstützung ihres Ex-Mannes, ihres großen Sohnes und ihrer kleinen Schwester verflogen die Sorgen um die Kinderbetreuung schnell. Das Jobcenter beteiligte sich mit Eingliederungszuschuss und Einstiegsgeld, Geld für Arbeitskleidung und Reparaturkosten für den Pkw, mit dem sie zur neuen Arbeit fahren würde. Ihren ersten eigenen Trauerfall hatte sie in Breklum. Bräuchte man dafür nicht ein Psychologiestudium? Petersen schüttelt den Kopf: „Da reicht der Grundkurs für Bestattungen, etwas Fingerspitzengefühl und Empathie. Learning by doing, sagt der Chef immer.“ Im August 2019 starb der Vater ihres zweiten Sohnes. „Ich habe die Beerdigung mit allem, was dazugehört, fast allein geplant und durchgeführt. Es ist schon etwas anderes, mal die Gegenseite kennenzulernen, zudem auch hilfreich für die Trauerarbeit und dafür, die Angehörigen noch besser zu verstehen.“ Inzwischen hat Melanie Petersen zwischen Breklum und Niebüll über 100 Menschen bestattet. „Die Leute reden nicht über den Tod, weil sie Angst vor ihm haben“, glaubt sie. Einige Bekannte haben sich abgewendet, weil sie mit dem Beruf nichts zu tun haben wollen. „Ich gehe mit dem Tod ganz normal um. Ein Verstorbener ist für mich ein Mensch wie jeder andere, nur ohne Körperfunktionen.“

Ich muss gefragt werden, damit ich antworten kann

Der Kurde Bassel Hussain, geboren im Nordosten Syriens, floh 2015 aus dem kriegsgezeichneten Land und baut sich seitdem in Deutschland ein neues Leben auf.

Bassel Hussain
Apotheker
30 Jahre

Bassel Hussain wollte immer Apotheker werden. Er lernte zwölf Jahre in der Schule, machte Abitur, studierte Pharmazie an der Universität von Aleppo und arbeitete anschließend drei Jahre im Medizinbereich. Alles war so, wie er es sich als Kind erträumt hatte. Dann holte ihn der Krieg ein.

Hussain, ein hoch gewachsener Mann mit freundlichen Augen, stand im Sommer 2015 vor drei abschreckenden Optionen: von der syrischen Armee oder den kurdischen Milizen rekrutiert zu werden, oder in die Hände des Islamischen Staates zu fallen. Seine einzige Alternative: die Flucht. Mit einem Rucksack auf dem Rücken kämpfte er sich durch den Libanon, die Türkei, Griechenland, über die Balkanroute bis nach Budapest. Anfang September 2015 fuhr er von dort mit dem Zug bis Dortmund. Über die Stationen Lengerich, Neumünster, Kellinghusen und Leck gelangte er im November nach Klixbüll. Als das Schwerste empfand er in jener Zeit seinen ungeklärten Flüchtlingsstatus. „Das hat mich immer wieder sehr beunruhigt", sagt er, und man sieht dem 30-Jährigen die Angst, zurück in den Krieg geschickt zu werden, noch heute an.

In Klixbüll traf Hussain auf Sieghard Rathke. Der Ex-Bundeswehroffizier kümmert sich als Pate ehrenamtlich um Geflüchtete. Im eigenen Auto fuhr er den Syrer zur Ausländerbehörde, organisierte Impftermine beim Hausarzt und Deutschstunden. Zwar existiert für eine solche

»
Was meine Mutter gekocht hat,
das war immer was Besonderes.
«

Phase keine gesetzliche Integrationsvorgabe, trotzdem führte das Sozialzentrum bereits jetzt erste Orientierungsgespräche mit Hussain. Im April 2017 erhielt er durch das Bundesamt für Migration die „Zuerkennung der Flüchtlingseigenschaft", durfte nun auch Leistungen durch das Jobcenter Leck in Anspruch nehmen. Daneben musste sich der Neu-Klixbüller jedoch auch mit Alltagsproblemen auseinandersetzen: In seiner Wohnung gab es weder Bett noch Staubsauger, weder Schrank noch Stuhl. Auch hier griff ihm das Jobcenter unter die Arme.

Hussain erinnerte sich nun wieder an seinen Traum, als Apotheker zu arbeiten. In Coaching-Gesprächen mit dem Fallmanager wurden Perspektiven erarbeitet, Hürden bei der Finanzierung der erforderlichen Qualifikationen erörtert, Lösungen gefunden. Das Jobcenter ermöglichte ihm ein sechswöchiges Bewerbungstraining und bewilligte einen Aktivierungsgutschein, damit er eine Anpassungsqualifizierung für zugewanderte Apotheker absolvieren konnte. Vom Sommer 2017 an belegte Hussain über das IQ-Netzwerk einen Onlinekurs für ausländische Apotheker. Für die sechs Vor-Ort-Termine in Weimar übernahm das Jobcenter die Fahrt- und Unterkunftskosten, daneben bezahlte es notwendige Beglaubigungen, den Führerschein Klasse B sowie alle Verwaltungs- und Prüfungsgebühren.

Zusammen mit seinem Fallmanager machte sich Hussain zeitgleich auf die Suche nach einem Praktikumsplatz in einer Apotheke. Sechs Apotheken in der Gegend suchte er auf, eine einzige reagierte positiv: die Flora-Apotheke in Niebüll. Hier absolvierte er ein vierwöchiges Praktikum, staunte über die deutsche Genauigkeit, begriff den Unterschied zwischen gesetzlichen und privaten Krankenkassen. Nach dem Praktikum prüfte die Zulassungsbehörde in Kiel seine eingereichten Akten. Eine Woche später erhielt er die Erlaubnis, nun ein ganzes Jahr und unter Aufsicht in der Apotheke zu arbeiten. Ein Mini-Job – für Hussain ein maximaler Erfolg. Im Dezember 2018 erhielt er vom Landesamt für soziale Dienste Schleswig-Holstein schließlich die Approbationsurkunde als Apotheker. Bassel Hussain war überglücklich, in diesem Moment zeigte sich ein Stückchen seines alten Lebens.

Seit 1. Januar 2019 hat er einen unbefristeten Arbeitsvertrag mit der Flora-Apotheke. Hier fühlt er sich wohl, geschätzt und gemocht. „Die sagen immer, ich rede so wenig", lacht er. „Aber ich muss immer gefragt werden, damit ich antworten kann." Besonders in der Fastenzeit, wenn er tagsüber nicht essen darf und daher körperlich weniger belastbar ist, bemüht er sich, mehr zu sprechen. „Damit die Kollegen nicht merken, dass das Fasten mich so müde macht." Mit seinem Paten Sieghard Rathke steht er weiterhin in gutem Kontakt. Wenn man ihn fragt, was er neben seiner Familie und den syrischen Freunden am meisten vermisst, tippt sich Bassel Hussain an die Nase: „Das Essen zu Hause! Es gibt viele kurdische Restaurants in Deutschland. Aber was meine Mutter gekocht hat, das war immer was Besonderes."

Ich hab den ganzen Rückweg geweint

Der Deutsche Marcel Komarek und die Afghanin Fahime Afshar leben nur weniger Kilometer voneinander entfernt in Husum. Beide sind jünger als 25 und haben nach völlig verschiedenen Problemlagen beruflich Fuß gefasst.

Marcel Komarek
Kfz-Mechatroniker in Ausbildung
22 Jahre

Fahime Afshar
Friseurin
24 Jahre

„Ich hatte kein Lieblingsfach, ich mochte da gar nichts." Marcel Komarek sitzt mit Basecap am elterlichen Wohnzimmertisch und schüttelt den Kopf bei den Erinnerungen an seine Schulzeit. Still sitzen, aufpassen, sich konzentrieren – das waren nicht seine Golddisziplinen. Drei Anläufe brauchte der Husumer für den Hauptschulabschluss. Dann absolvierte er zwei Jobcenter-Maßnahmen und eine Einstiegsqualifizierung bei einer Kfz-Firma, die ihn jedoch trotz guter Leistungen am Ende der Probezeit abservierte. Ein Moment in Komareks Leben, der ihm den Boden unter den Füßen wegriss. „Ich mach jetzt gar nichts mehr!", war damals sein Impuls. Wie zum Trotz hörte er noch lauter harten Metal Rock und beschallte die Straße gleich mit, was Nachbarn und Polizei auf den Plan rief.

Umso erstaunlicher, wie es danach weiterging: Im Frühjahr 2018 marschierte Komarek zum Jobcenter und verkündete seiner Fallmanagerin: „Ich hab keinen Bock mehr, zu Hause rumzusitzen. Geben Sie mir was, wo ich was zu tun habe." Seine Ernte: ein Bewerbungstraining und ein Zusatzjob bei den Landungsbrücken, wo er mithalf, Holzboote zu restaurieren. Ein halbes Jahr später erreichte ihn eine vielversprechende Jobcenter-Mail: Das Autohaus Jensen suche einen Azubi. Komarek sandte sofort eine Bewerbung ab, am nächsten Tag wurde er zum Gespräch eingeladen. Es folgte ein zweiwöchiges Praktikum, danach erneut ein Gespräch – diesmal gemeinsam mit den Eltern. Das Ergebnis: Seit August 2019 ist Marcel Komarek Auszubildender, gleichzeitig büffelt er Deutsch und Mathe im Projekt Azubi-Lotse.

»
Ich bin keiner, der daheim vor der Konsole hängt.
«
Marcel Komarek

»
Ich wollte nicht zu Hause bleiben und nichts machen.
«
Fahime Afshar

Dass die Lehre im Gegensatz zur Schulzeit viel besser läuft, hängt mit einem simplen Umstand zusammen: „Ich hab mir das ausgesucht, ich will ja Kfz-Mechatroniker werden!“ Dem Jobcenter ist Komarek sehr dankbar, die Fallmanagerin habe sich „endlos eingesetzt“, war immer ansprechbar und hat ihm Mut gemacht. Richtig ermessen kann man seine Glücksgefühle, wenn man weiß, was der 22-Jährige in seiner Freizeit am liebsten tut: Autos reparieren und aufbereiten. „Ich bin keiner, der daheim vor der Konsole hängt.“ Jede freie Minute verbringt er in der Schrauberhalle, wo er privat an den Fahrzeugen von Bekannten werkelt. Am Lenkrad indes bäckt er kleine Brötchen: Er besitzt einen Polo 86C, Baujahr 1994.

Fahime Afshar steuert ebenfalls keinen Luxuswagen, sondern einen gebrauchten Mazda, und auch den Azubi-Lotsen besucht sie regelmäßig. Die schwarzen Haare der 24-jährigen Afghanin sind perfekt gestylt. Kein Wunder, sie arbeitet als Gesellin in einem Friseursalon. Hier in Mildstedt erfüllte sich im letzten August ihr Traum, als sie ihre Friseur-Ausbildung mit der Praxisnote 1 abschloss. Jetzt arbeitet sie Teilzeit und ist nach Ansicht ihres Chefs ein Ass an der Schere.

2014 floh Afshar mit den Eltern und sechs Geschwistern vor den Taliban, es wurde eine dreimonatige Odyssee – meist zu Fuß – von Herat über den Iran, die Türkei, Bulgarien und Serbien. Das Ziel war unbestimmt, irgendwann wurde es Deutschland: München, Hamburg, Niebüll, Husum. Dort hieß es erstmal warten. Mit einer iranischen Freundin ging sie zur Berufsschule – die Freundin durfte einen Deutschkurs besuchen, sie nicht. Todunglücklich sei sie gewesen. „Ich hab den ganzen Rückweg geweint. Ich wollte auch selber bezahlen, dafür weniger essen, weniger shoppen. Ich wollte nicht zu Hause bleiben und nichts machen.“

Dann hatte Afshar großes Glück. Die Ausländerbehörde fragte in einem Friseursalon an. Eigentlich hatte Besitzer Andreas Gasko innerlich damit abgeschlossen auszubilden, trotzdem lud er die junge Frau ein, ließ sich zeigen, was sie konnte. Ihr Engagement und ihr Wesen begeisterten ihn. Afshar durfte nun jeden Montag aushelfen, zwischen den Kundenterminen lernte sie mit dem Chef Deutsch. Aus der Aushilfe wurde ein dreimonatiges Praktikum. Dann kam von der Handwerkskammer die Genehmigung für eine Ausbildung, zusätzlich bewilligte das Jobcenter einen Führerschein. 2016 begann Afshar einen Beruf zu lernen, ohne je einen Sprachkurs besucht zu haben. Größte Hürde: die Theorie. „Es war so schlimm“, erinnert sie sich. „Ich habe überhaupt nichts verstanden!“

All das Schnee von gestern. Heute spricht Afshar fließend Deutsch, dreimal die Woche steht sie mit der Schere im Salon: „Ich liebe meinen Job.“ Daneben schätzt sie die Sicherheit in Deutschland. „Wenn du abends allein nach Hause gehst mit einem guten Gefühl, das gefällt mir.“ Im Herbst hat sie sich verlobt – mit einem Landsmann, den sie an der Berufsschule Niebüll kennenlernte. Fahime Afshar ist angekommen in Deutschland. In ihrem zweiten Leben.

Durch Arbeit bestimmt sich ja das ganze Leben

Wolf Schumacher mussten nach einer schweren Krankheit beide Vorderfüße amputiert werden. Inzwischen ist er in einem nahezu normalen Leben angekommen.

Wolf Schumacher
Montagehelfer
54 Jahre

Wolf Schumacher war mal Judo-Landesmeister von Schleswig-Holstein und trug einen Braunen Gürtel. Da war er 17 und die Welt voller Möglichkeiten. Das Judo machte bald einer Freundin und der ersten Suzuki Platz, dem Hauptschulabschluss folgte eine Lehre zum Schlosser. Sein Vater hatte ein Leben lang als Tischler gearbeitet und dem Sohn einen Fischertechnik-Baukasten und den Sinn fürs Handwerkliche mitgegeben. „Für meinen Vater war Holz der Werkstoff, für mich ist es Metall“, erinnert sich der geborene Husumer schmunzelnd. Schumacher junior war als Schlosser in der Landwirtschaft tätig, stellte in der Region Windmühlen auf. Die längste Zeit – ein Dutzend Jahre – arbeitete er in Mildstedt für die Technikfirma Taylor-Wharton.

2014 passierte ihm, was man keinem Menschen wünscht: Wolf Schumacher wurde mit einer schweren Lungenentzündung ins Krankenhaus geflogen, fiel zeitweise ins Koma, sein Herz versorgte die Beine nicht mehr ausreichend mit Blut, die Zehen verfärbten sich schwarz. Am Ende mussten ihm die Ärzte beide Vorderfüße amputieren. Seitdem trägt er schwere Stützschuhe, mit denen er stehen und sich leidlich gut fortbewegen kann – dasselbe Paar Schuhe für drinnen und draußen. Manchmal, wenn er abends auf dem Sofa sitzt, plagen ihn Phantomschmerzen, oder eine Stelle juckt. „Man guckt dort hin und sagt sich: Da ist doch gar nichts, was wehtun könnte!“ Dann versucht er, sich innerlich zu entspannen, und meistens hilft das auch ganz gut.

Hatte er nach dem Unglück Zweifel daran, im wahrsten Sinne des Wortes wieder auf die Beine zu kommen? Schumacher schüttelt den Kopf. „Das ist eigentlich nur eine Sache des Willens", erklärt er. „Am Anfang hatte ich schon meine Bedenken, ob ich das jeden Tag hinkriege mit der Arbeit. Aber es geht." Der größte Ansporn, nach der Operation wieder ins Leben zu gehen, sei für ihn die Aussicht auf Arbeit gewesen; aufgrund der wochenlangen Fehlzeit hatte er seine Stelle verloren. „Ich wollte nicht den Rest meines Lebens behindert zu Hause sitzen und nichts tun", erklärt er und hebt die Hände bei dem bloßen Gedanken. „Durch Arbeit bestimmt sich ja das ganze Leben."

Als Mensch mit Schwerbehinderung und einem Alter über 50 hatte Schumacher erhebliche Probleme, eine Stelle zu finden. Hinzu kam, dass er aufgrund seiner Einschränkung nur einen sehr speziellen Arbeitsplatz ausfüllen kann. Um seine Eignung genauer einzuschätzen, ermöglichte ihm das Jobcenter im Frühling 2017 ein vierwöchiges Praktikum in den Husumer Werkstätten, ein Kooperationspartner der Firma Nissen Plast, Tochterfirma von Adolf Nissen Elektrobau in Tönning. Der Inklusionsbetrieb beschäftigt zur Hälfte Menschen mit Handicaps, fertigt Baken, Kegel, Blinklichter – alles, was auf deutschen Wanderbaustellen so gebraucht wird. Das Praktikum gab Wolf Schumacher neuen Mut: Er fühlte sich im Team wohl, die Arbeit verschaffte ihm Auftrieb. Endlich etwas Sinnvolleres, als zu Hause die Wände anzustarren.

Inzwischen arbeitet Schumacher im Werk als fest angestellter Montagehelfer, bewältigt ohne Probleme eine 40-Stunden-Woche. Er hilft, die dort gefertigten Baken weiterzubearbeiten, beklebt sie mit rot-weißen Folien. „Montieren, kleben, polieren", umschreibt er seine Tätigkeit, die weniger anspruchsvoll und körperlich leichter ist als früher das Schlossern. Immerhin: Bohrmaschine und Schraubenschlüssel sind Werkzeuge, die er auch jetzt noch benutzt. Ob er im Sitzen oder Stehen tätig ist, kann er sich frei einteilen. Der 54-Jährige hat nach seinem Schicksalsschlag wieder einen Lebensinhalt gefunden, verdient genug Geld, muss sich nicht ums Überleben sorgen.

»
Das ist eigentlich
nur eine Sache des Willens.
«

Schumacher ist Single und bewohnt ein Haus in Oldersbek. Seine Eltern sind tot, sein jüngerer Bruder lebt im fernen Berlin. Privat schnackt er gerne bei einem Bier mit den Kollegen. „Ich hab einen großen Bekanntenkreis, und irgendwer hat immer irgendwas zu flicken", sagt er. Traut er sich zu, alles zu reparieren, was aus Metall ist? „Grundsätzlich ja", sagt er und lacht. „Außer es ist zu groß oder zu schwer." Im letzten Sommer reiste er mit seinem Auto und einer Landkarte durchs halbe Land, Höhepunkt war ein Besuch der Zugspitze. Im Moment wirkt er sehr mit sich im Reinen, er genießt die Regelmäßigkeit in seinem Leben. Die Arbeit ist sein Fixpunkt, man kann sagen, sie zentriert ihn. Was er sich für die Zukunft wünscht? Wolf Schumachers Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen: „Gesundheit. Alles andere funktioniert gerade."

Ich fühlte mich eingesperrt

Jessica Cornils träumte bereits als Kind davon,
am Lenkrad eines Lasters zu sitzen.
Drei Jahrzehnte später hat sich ihr Wunsch endlich erfüllt.

Jessica Cornils
Berufskraftfahrerin
38 Jahre

Straßen und Autos lockten sie schon immer. „Seit ich vier Jahre alt bin, behauptet meine Mutter." Jessica Cornils schüttelt den Kopf und lacht. So ganz kann sie sich nicht daran erinnern, aber Bruchstücke sind da. Zum Beispiel, wie sie mit ihrem Papa nach Schweden mitgefahren ist. Die Reise dauerte mehrere Tage, sie übernachtete hinterm Fahrersitz – ein großes Abenteuer für ein kleines Mädchen. Und so ein Mädchen soll später bei Rossmann Regale einsortieren oder Hauswirtschaft lernen? Cornils schüttelt erneut den Kopf.

Jessica Cornils wurde vor 38 Jahren in Heide geboren. Die Mutter war Verkäuferin, der Vater Lkw-Fahrer. Mit 20 heiratete sie, mit 25 war sie geschieden. In der Zeit bekam sie drei Töchter, die sind jetzt 17, 16 und 14. „Ich habe damals Verkäuferin gelernt, aber das wegen der ersten Geburt abgebrochen, später kamen die beiden anderen Kinder dazu. Ich bin also Mama und Hausfrau gewesen." Das war in Lunden, nach der Trennung vom Mann. „Ich habe dann Bewerbungstrainings gemacht, ich weiß aber nicht wie oft, ich glaube fünfmal oder so. Ja, und dann kam ich nach Nordfriesland."

2011 begann sie wieder zu arbeiten, als es sie knüppeldick erwischte: Sie wurde mit einer Lungenentzündung schwer krank, lag drei Wochen im Krankenhaus. Nach ihrer Genesung versuchte sie, eine Hauswirtschaftslehre zu machen, doch auch die brach sie ab, „weil das einfach nicht meins gewesen ist". Der Gedanke, nur noch in geschlossenen Räumen zu arbeiten – in Privathaushalten, im Kindergarten oder Seniorenheim – erschreckte sie. „Ich habe noch ein halbes Jahr im Hotel gearbeitet, in Friedrichstadt, als Zimmermädchen, aber da habe ich mich eingesperrt gefühlt und bin wieder krank geworden, das ging auch nicht mehr. Jetzt musste wirklich mal was passieren."

»
Meine letzte Fallmanagerin war die beste,
die ich je hatte.
«

2015 und 2016 ermöglichte ihr das Jobcenter insgesamt drei Coachings für Erziehende, aber erst die Weiterbildung bei der Fahrschule Bolzenius in Heide stellte die Weichen dahin, wo sie eigentlich hinwollte: auf die Landstraße. Cornils begann eine Ausbildung zur Berufskraftfahrerin. „Meine Theorie-Ausbildung lief 2018 mit täglich vier Stunden Ausbildung. Insgesamt 140 Stunden. Zum Glück haben sie es nicht so trocken gemacht." Sie fühlte sich sofort wie ein Fisch im Wasser. „Ich kenne die Fahrschule von klein auf. Wir hatten damals eine Spedition gehabt, und mein Papa hat da gearbeitet. Die wussten schon, wer da kommt."

Cornils fing nicht bei null an, regelmäßig chauffiert sie ihre Töchter zur Schule – 25 Kilometer hin und zurück. Nur beruflich war ihr das Fahren bislang verbaut, die familiäre Situation stand im Weg. „Weil meine Kinder klein waren und meine Mutter immer gearbeitet hat." Jetzt aber sind die Kinder aus dem Gröbsten heraus und schmulen selber schon ins Fahrgewerbe. „Meine mittlere Tochter, die macht eine Ausbildung in diesem Bereich, und die Große steuert auch so ein bisschen darauf zu. Wahrscheinlich wird sie Einzelhandelskauffrau machen und danach Automobil-Verkäuferin."

Im Sommer 2019 bestand Cornils bei der IHK in Kiel die Führerscheinprüfung für Anhänger. „Ich fand, Anhänger ist ein bisschen schwieriger, aber wenn man übt, dann kriegt man das auch hin." Das alte Wissen vom Papa nützte dabei wenig: „Heute ist ja alles Automatik." Cornils wirkt zufrieden, endlich hat sie ein Ziel vor Augen.

An der Straße zwischen Heide und Rendsburg liegt die Spedition Matthiessen, bei der ihr Vater arbeitet. Im letzten Frühjahr waren beide zusammen dort. „Der Papa geht bald in Rente, und die Chefin sagte schon, dass ich ihn dann ablösen soll." Cornils strahlt. Irgendwie war es vorbestimmt: der Opa war Kraftfahrer, der Uropa war es, der Stiefvater und der aktuelle Freund sind es. Und nun, im Jahr 2020, auch sie selber.

Dem Jobcenter ist sie unendlich dankbar. „Dass ich meine Führerscheine bezahlt bekommen habe. Meinen Pkw-Führerschein und auch Lkw. Ich hab Unterstützung bekommen für die Kinder, die eine Betreuung gekriegt haben, und dass man eigentlich immer fragen kann. Meine letzte Fallmanagerin war die beste, die ich je hatte."

Wenn mal nichts zu tun ist, sitzt die Friedrichstädterin gern auf dem Sofa, genießt die Ruhe, geht mit dem Hund spazieren. Sie ist mit der Heimaterde verwurzelt, dem Kreis Dithmarschen. Auch die Kinder sind im Geiste stolze Dithmarscher. „Ich denke mal, wenn die Mädchen mitspielen und alles klappt, dann können wir später alle wieder zurück nach Heide ziehen", sagt Jessica Cornils. „Das wäre das Ziel."

Ich liebe die deutsche Sprache

Der Tschetschene Sayd-Akhmed Israilov hat eine genaue Vorstellung davon, wie er in Deutschland leben möchte. Seine Heimat vermisst er dennoch.

Sayd-Akhmed Israilov
Deutschlehrer
51 Jahre

Es ist halb acht, durch die Fenster der Wirtschaftsakademie Schleswig-Holstein in Husum leuchtet die Morgensonne. Sayd-Akhmed Israilov trifft gleich seine Schüler. „Ich liebe die deutsche Sprache“, sagt der 51-Jährige. „Sie war mir lange fremd, und nun ist sie fast meine eigene Sprache.“ Seinen ersten deutschen Satz lernte Israilov aus einem sowjetischen Kriegsfilm: „Hände hoch!“ Da war er noch ein Kind, und die Kriegswelt spielte sich nur im Fernsehen ab. Heute lebt er 3000 Kilometer von Zuhause entfernt und unterrichtet selber Deutsch.

Israilov stammt aus Tschetschenien. Im September 2013 kam er mit Frau und zwei kleinen Kindern nach Deutschland, die politischen Zustände in der Heimat trieben ihn in den Westen. Seitdem hat er sein Land nicht wiedergesehen, steht nur über das Internet in Kontakt mit seinen Verwandten und Freunden, die in Russland leben. Die Familie landete zunächst in Hamburg, dort wurde ihr eine Wohnung in Niebüll angeboten. Drei Jahre dauerte es, bis Israilov den Status Anerkannter Flüchtling erhielt.

Beruflich hatte er eine klare Vorstellung. Sein Abschluss als Lebensmitteltechnologe wurde in Deutschland anerkannt, aber alle Bewerbungen liefen ins Leere. Für einfache Arbeiten war er überqualifiziert. Schritt für Schritt lernte er Deutsch. Von Oktober bis Dezember 2014 nahm er an einer Schulungsreihe zum Multiplikatoren eines Teilhabeprojekts bei der AWO Schleswig-Holstein teil. „Da konnte ich sehen, wie das alles in Deutschland so funktioniert.“

»
Mir macht das Spaß, was ich mache, und ich denke,
mein Arbeitgeber ist auch zufrieden.
«

Die Informationen konnte er an russisch- und tschetschenischsprachige Geflüchtete weitergeben. Sein Deutsch war mittlerweile so gut, dass er es als Zweitsprache unterrichten konnte. Dafür brauchte er jedoch eine offizielle Zulassung von der Migrationsbehörde. „Die Voraussetzung war, dass ich eine Zusatzqualifikation mache." Die Gebühren dafür übernahm das Jobcenter. Israilov musste sich mehrere Monate gedulden, denn die Warteliste war voll. Aber schließlich klappte es, und im Herbst 2018 hielt er das Zertifikat in der Hand.

„Bis zu diesem Zeitpunkt bin ich erstmal freiberuflich als Dolmetscher unterwegs gewesen. Jedoch konnte ich als Selbständiger nicht genug für die ganze Familie verdienen", erinnert er sich.

Fortan unterstütze er eingereiste Landsleute, die in Behörden oder bei gesundheitlichen Problemen sprachlich nicht zurechtkamen. Außerdem nahm er eine Dozententätigkeit an der Wirtschaftsakademie auf.

Israilov denkt gern strategisch: Die Integrationskurse werden leerer, wo könnte er sein Sprachtalent in Zukunft noch einsetzen? Auch hier griff ihm das Jobcenter durch Bewerbungscoaching und „Förderung der Mobilität" unter die Arme. 2018 unterstützte es ihn durch eine „Zusatzqualifizierung für Lehrkräfte in Alphabetisierungskursen" sowie die „Zusatzqualifikation für Lehrkräfte im Bereich Deutsch". Im April 2019 erwarb er noch ein weiteres Zertifikat: „Rechtssprache Deutsch". Vorher hatte er einen entsprechenden Kurs belegt, den das Ministerium für Forschung und Bildung zu 50 Prozent finanziell unterstützte. Nebenher dolmetscht er ehrenamtlich bei der AWO in Leck und beim Diakonischen Werk in Husum.

In der Sprachwelt fühlt sich Sayd-Akhmed Israilov sicher und kompetent. Ihn begeistert es, grammatische Strukturen zu durchschauen und daraus ihre Vermittlung abzuleiten. In Kapitel 9 des Lehrbuches geht es derzeit um gesunde Ernährung – da fühlt sich der studierte Lebensmitteltechnologe in seinem Element. „Mir macht das Spaß, was ich mache, und ich denke, mein Arbeitgeber ist auch zufrieden", sagt Israilov mit sanfter Stimme. Er liebt Goethe, und den großen Dichter nicht mehr in Übersetzung lesen zu müssen, macht ihn glücklich. Er rezitiert dessen Gedicht „Wandrers Nachtlied" vollständig, seine Augen schimmern feucht dabei.

An Wochentagen steht Israilov halb sechs auf und pendelt mehr als 100 Kilometer durch den Landkreis. Seine Frau arbeitet in Teilzeit, da sie sich um die Kinder kümmert. Beide sprechen Tschetschenisch mit Dina, Yusuf und Daniel, sie wollen die Muttersprache weitergeben. In der Freizeit fahren sie Inliner und Rad, im letzten Mai nahmen sie am Stadtlauf Niebüll teil. Deutschland ist Israilov eine zweite Heimat geworden, er möchte in Nordfriesland bleiben, die gute Luft bereitet ihm Wohlbehagen. Auch dass die Leute immer Moin sagen, gefällt ihm. Gleichwohl wird abends meist tschetschenisch gekocht, da ist dann eher Reis als Kartoffelbrei im Topf. Deutsches Bier steht nicht auf dem Tisch. „Ich bin auch ohne Alkohol verrückt", lacht Sayd-Akhmed Israilov leise.

Eine bessere Firma kannst du nicht finden

Bärbel und Ingo Schachtschneider sind seit 32 Jahren verheiratet. Auch beruflich gingen sie lange Zeit gemeinsame Wege – und tun es jetzt wieder.

Bärbel Schachtschneider
59
Sozialarbeiterin

Ingo Schachtschneider
60
Sozialarbeiter

Die zwei Norddeutschen hatten schon einiges durch im Leben, als sie sich kennenlernten. Der gebürtige Itzehoer Ingo Schachtschneider war beruflich lange auf Wanderschaft gewesen – angefangene Kochlehre, Jobs auf dem Bau und im Hamburger Hafen, mehrere Jahre in der Gebäudereinigung – und verdiente sein Geld als Zeitsoldat bei der Bundeswehr. Gesundheitliche Probleme zogen sich wie ein roter Faden durch sein Leben. Bärbel Schachtschneider – geboren in Garding – hatte zu diesem Zeitpunkt schon drei Kinder zur Welt gebracht, im Altenheim gearbeitet, einen Imbisswagen betreut, Waren auf dem Wochenmarkt verkauft. Beide sehnten sich nach etwas Festem. Die zwei trafen 1986 in Itzehoe bei einem Tanzabend aufeinander, der Liebe auslösende Faktor war seine Stimme.

Bärbel Schachtschneider erinnert sich: „Er hat immer seine Mutter angerufen, und ich sag zu der Dame: Der hat aber eine schöne Stimme, den möchte ich gern mal treffen." Es funkte sofort, ein Jahr drauf wurde die erste gemeinsame Tochter geboren, Anfang 1988 auf dem Standesamt Itzehoe geheiratet. Ingo Schachtschneider fuhr seine versammelte Truppe auf: „Das war das Standesamt mit der Wendeltreppe, draußen standen die Kameraden Spalier!"

Für beide war es die zweite Ehe, drei weitere Kinder folgten, am Ende würden es sechs Töchter und ein Sohn sein. Das Ehepaar ließ sich in Heide nieder und erlebte eine lange stabile Jobphase: Beide arbeiteten als Gebäudereiniger, zwei Jahre selbständig, 18 Jahre als Angestellte. Doch dann gab es, wie Ingo Schachtschneider es nennt, „Differenzen im Sicherheitsbereich" – beide wurden 2016 entlassen.

»
Das war das Standesamt mit der Wendeltreppe, draußen standen die Kameraden Spalier.
«
Ingo Schachtschneider

Die Jobsuche gestaltete sich schwierig, denn die beiden Verheirateten wollten gern weiter zusammen arbeiten. Vom Jobcenter Niebüll wurden sie als Bedarfsgemeinschaft betreut, Maßnahmen und Gespräche meist zeitgleich geführt. Aufgrund der Krankenanamnese erfolgte im August 2018 eine arbeitsmedizinische Untersuchung. Im Jobcenter hörten die Schachtschneiders auch das erste Mal von einem Arbeitgeber namens KiSe. Das interessierte sie brennend, die zwei hatten in den 80er Jahren schon einmal über eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme in die Altenbetreuung hineingeschnuppert. Das Kennlerngespräch mit der KiSe-Chefin verlief für beide Seiten vielversprechend. Im Februar 2019 wurde das Ehepaar eingestellt – Bärbel mit einer vollen Stelle, Ingo zunächst als geringfügig Beschäftigter. Drei Monate später schloss er arbeitszeitlich zu seiner Frau auf, damit honorierte die neue Arbeitgeberin seine motivierte Einstellung.

Wer sieben Kinder durchs Leben bringt, muss ein Händchen für Menschen haben. „Unsere Goldstückchen“ werden die Schachtschneiders bei KiSe inzwischen genannt. Dort übernehmen sie sogenannte Entlastungstätigkeiten für Senioren: die älteren Herrschaften auf Amtsgängen begleiten, saubermachen, Einkäufe und Besorgungen erledigen. Oft tauchen die beiden zu zweit auf, weil die Kunden sie gern als Duo anfragen. Unter den Betreuten ist auch eine Familie mit sieben Pflegekindern – bekanntes Terrain für die beiden: bemuttern, bespaßen, beköstigen. Die Einsatzzeiten werden mit den Kunden individuell abgesprochen, dabei entstehen auch Freiräume. Am 14. August war Einschulung einer Enkeltochter, den Tag organisierten sie sich frei.

Trotzdem ist der Schachtschneidersche Terminkalender randvoll, sie können gar nicht mehr alle Interessenten annehmen. Täglich pendeln sie von Risum-Lindholm aus durch die Region. Ingo Schachtschneider hat einen Führerschein, Bärbel nicht. Also nimmt der 60-Jährige seine Frau im Auto mit und holt sie später wieder ab. Zum Glück bezahlte das Jobcenter einen neuen Pkw – der alte war hoffnungslos verschlissen.

Im Rückblick auf ihr bisheriges Arbeitsleben halten sich Nostalgie und Ernüchterung die Waage: Die zwanzig Jahre Gebäudereinigung waren ihnen lieb und teuer, aber, so Bärbel Schachtschneider: „Es war auch sehr anstrengend. Das Witzige ist“, fügt die 59-Jährige hinzu, „immer wenn wir in Heide sind, fragen uns die Leute: Wann kommt ihr wieder?“

»
Immer wenn wir in Heide sind, fragen uns die Leute: Wann kommt ihr wieder?
«
Bärbel Schachtschneider

Welche Wünsche haben die beiden für die Zukunft? Bärbel Schachtschneider überlegt nur kurz: „Weiterhin Freude an der tollen Arbeit.“ Ihr Mann nickt: „Eine bessere Firma kannst du nicht finden.“ Man muss es ihnen glauben: Für kein Geld der Welt würden sie ihren Job bei KiSe eintauschen wollen, da sind sich die Schachtschneiders einig.

Wir gucken nicht so ganz auf die Minute

Verena Heinsen unterstützt mit ihrem Servicebüro Senioren, die sich möglichst lange ein selbstbestimmtes Leben in ihrem Zuhause wünschen. Gleichzeitig bringt sie andere Menschen dadurch in Arbeit.

Frau Heinsen, wie kam es zum Senioren-Servicebüro, und was genau ist das?

Verena Heinsen: Mein Servicebüro für ältere Menschen habe ich im September 2007 gegründet, später betreuten wir dort auch Kinder. Als sich dann die Gesetzeslage änderte, konzentrierten wir uns wieder auf Senioren. Aber weil KiSe als Begriff so gefestigt war, haben wir ihn beibehalten, zumal wir nach wie vor Kinder bei Erkrankung der Mutter im Haus versorgen. Die Leitlinie der Firma ist die „Hilfe zum selbstbestimmten Leben zu Hause". Vermittelt und geleistet wird alles, was das Leben dort erleichtert. Dafür haben wir ein sehr großes Netzwerk aufgebaut. Wir arbeiten unter anderem mit dem Sozialen Dienst des Krankenhauses zusammen, und wir kooperieren mit dem Sozialpsychiatrischen Dienst des Kreises Nordfriesland. Auch Senioren ohne Pflegegrad gehören zu unserem Kundenstamm.

Wieviele Menschen betreuen Sie, und wobei helfen Sie ihnen?

Verena Heinsen: Viele. Ich habe Kooperationsverträge mit den Pflegediensten – selber machen wir ja keine Pflege –, und wir haben mittlerweile einen riesigen Kundenstamm. Ich habe 18 Mitarbeiter, aber ich vermittle auch an Selbständige, zum Beispiel wenn es um Gärten geht. Ich vermittle Fußpflege oder einen Friseur, der ins Haus kommt, weil viele alte Menschen, wenn sie zu Hause leben, einfach mit der Organisation überfordert sind. Und wenn jemand sagt: Könnt ihr mir beim Johannisbeerenpflücken helfen?, dann wird das auch gemacht. Wir übernehmen aber keine körperlich schweren Sachen. Da wird kein Dachboden entrümpelt oder so, dafür gibt es Firmen.

Wie setzt sich Ihr Personal zusammen?

Verena Heinsen: Als Arbeitgeber suche ich Leute, die erfahren sind in Haushalt und Reinigung, und die andere Menschen gut umsorgen können. Wir sind ein sehr fröhliches, freundliches Team mit unheimlich viel Empathie für die Senioren, aber auch für Familien mit Kindern. Unsere Mitarbeiter müssen selbständig agieren, alle Einzelheiten mit den Kunden selber besprechen. Die meisten kommen durch Mundpropaganda zu uns. Und wenn wir sehr viele Aufträge auf einmal reinbekommen, rufen wir auch selber beim Jobcenter in Niebüll oder Leck an, die Mitarbeiter geben die Anfrage dann dort in die Runde. Auf die Art haben wir schon sehr gute Leute gefunden. Denn im Jobcenter kennt man ja unser Profil und weiß, wer zu uns passt und wer nicht. Das ist eine sehr schöne Zusammenarbeit.

Wie regeln Ihre Mitarbeiter die Einsätze mit den Senioren?

Verena Heinsen: Es gibt für viele Senioren die sogenannten Entlastungsleistungen. Dafür stehen 125 Euro im Monat zur Verfügung. Davon können sie die Einsätze mit unseren Mitarbeitern frei abstimmen, beispielsweise 14-tägig zwei Stunden, oder wie sie es auch immer gerne hätten. Und viele haben auch noch Guthaben, dann können sie mit uns absprechen, wie es zeitlich für alle passt. Häufig begleiten unsere Leute sie zum Einkaufen, oder wir haben auch Senioren, die sagen: Ich möchte so gerne mal ein Eis essen gehen, die kriegen dann eine Begleitung. Das ist ganz flexibel, und Zeitdruck ist eigentlich nicht da. Wir gucken nicht so ganz auf die Minute.

Wie erreichen Sie, dass Mitarbeiter und Senioren sich gut verstehen?

Verena Heinsen: Wir haben Mitarbeiter in vielen Altersgruppen. Einige Senioren mögen lieber Ältere im Haus haben, andere wollen lieber Jüngere. Das muss man vorher erfragen und rausfinden. Die Chemie muss stimmen für beide Seiten, schließlich geht es in den sensiblen Bereich einer Familie. Es soll keiner mit Bauchschmerzen zur Arbeit gehen, aber auch der Senior soll sich wohlfühlen. Und wenn es wirklich mal so sein sollte, dass es nicht passt, dann tauschen wir.

Was hat Sie eigentlich zu dem gemacht, was Sie heute sind?

Verena Heinsen: Ich habe in Niebüll am Gymnasium Abi gemacht, später in Kiel Germanistik, Nordistik und Pädagogik studiert. Hauptziel war ja mal Lehramt, aber zu der Zeit gab es wenig Referendariatsstellen. Dann habe ich meinen Mann kennengelernt und auf einen Bauernhof eingeheiratet. Begleitend zur Familie und Arbeit zu Hause habe ich eine Ausbildung zur Pflege und Betreuung alter Menschen und später eine Ausbildung zur Hauswirtschaftsmeisterin gemacht. Während der Arbeit in einem Pflegeheim reifte in mir die Idee zur Firmengründung. Auch durch meine ehrenamtlichen Tätigkeiten als Bezirkslandfrauen-Vorsitzende und stellvertretende Kreisvorsitzende hatte ich ein großes Netzwerk. Da beschloss ich, etwas Neues zu gründen, nämlich das Senioren-Servicebüro, um alten Leuten zu helfen.

Stammen Sie hier aus der Gegend, wo ist Ihre Heimat?

Verena Heinsen: Ich bin in Eckernförde geboren. Mein Vater war Berufssoldat, deswegen sind wir häufig umgezogen, zeitweise lebten wir in Bayern. Jetzt wohne ich in Humptrup. Ich sehe das so: Meine Heimat ist da, wo meine Familie ist. Ich hänge nicht an einem Haus. Wenn meine Familie da ist, ist das meine Heimat.

IMPRESSUM

Redaktion Kreis Nordfriesland I Der Landrat
Fachbereich Arbeit und Soziales
Marktstraße 6 I 25813 Husum
nordfriesland.de
Text Ingo Meyer I *meyer-schreibt.de*
Foto Andreas Birresborn I *andreas-birresborn.de*
Gestaltung terz Agentur für nachhaltige Kommunikation I *terz.de*
Druck Spreedruck, Berlin
© 2020 Kreis Nordfriesland

Sozialzentrum Föhr-Amrum
Feldstraße 36
25938 Wyk auf Föhr
Telefon: 04681 7467–83
info@sz-foehr-amrum.de

Sozialzentrum Husum und Umland
Zingel 10
25813 Husum
Telefon: 04841 666–0
sozialzentrum@husum.de

Sozialzentrum Leck
Klixbüller Chaussee 10
25917 Leck
Telefon: 04661 601–601
info@sz-leck.de

Sozialzentrum Mittleres Nordfriesland
Norderende 2
25821 Breklum
Telefon: 04671 9192–112
info-sz@amnf.de

Sozialzentrum Niebüll
Hauptstraße 44
25899 Niebüll
Telefon: 04661 601–501
info@sz-niebuell.de

Sozialzentrum Südliches Nordfriesland
Am Markt 1
25832 Tönning
Telefon: 04861 614–567
info@sz-snf.de

Sozialzentrum Sylt
Maybachstraße 2
25980 Sylt
Telefon: 04651 851–710
info@sz-sylt.de

Kreis Nordfriesland
Fachdienst Arbeit/Jobcenter
Marktstr. 6
25813 Husum
Telefon: 04841 67-290
jobcenter@nordfriesland.de
www.nordfriesland.de/jobcenter

Kreis Nordfriesland

SZ